

Vorwort

Der bevorzugte Handlungsraum in Karl Mays Reiseerzählungen ist die Weite der Wüste, der Savanne, der Grassteppen, aber auch die Schluchten des Balkan und die Bergwelt des wilden Kurdistan. Sein Held Kara Ben Nemsî ist ständig in Bewegung, gemeinsam mit den Lesern erobert er fremdes Terrain mit dem Pferd, dem Kamel oder auch mal zu Fuß. Dabei lebt er die Freiheit des Abenteurers aus, fern von gesellschaftlichen oder gar staatlichen Einengungen. Hier gilt kein geschriebenes Gesetz, hier unterwerfen sich die Helden dem Recht des Stärkeren, desjenigen, der die Waffe schneller zieht oder dessen Büchse weiter trägt, aber gleichzeitig stehen die Helden für eine natürliche Gerechtigkeit ein, verfechten den Schutz des Schwächeren und die Verfolgung des Bösen.

Doch wer Karl Mays Abenteuer liest und liebt, der erfährt, dass Kara Ben Nemsî sich auch von fernen Städten faszinieren lässt. Von Städten und Stätten des Orients, in denen heute noch Szenerien aus 1001 Nacht mitschwingen, deren Architektonik selbst im Verfall noch historische Züge trägt und deren Namen bereits eine Sehnsucht in uns auslösen, sie zu besuchen – auch wenn der Besuch sich nur fiktional literarisch gestaltet. Basra und Bagdad haben noch etwas Märchenhaftes in sich, Kairo ist die jahrtausendealte Metropole, und Istanbul (das auf Byzanz und Konstantinopel aufsitzt) ist als osmanische Hauptstadt das Zentrum gleich dreier Kontinente.

Im vorliegenden Band spüren moderne Autoren in neuen Geschichten nicht nur Karl Mays Wüstensehnsucht und Abenteuern in einem Orient nach, der bereits auf dem Balkan beginnt, sondern auch seiner Faszinationen für Städte. Kurdistan erschöpft sich nicht nur in den zerklüfteten Bergen, sondern ist auch das geschäftige Mossul und die Festungsstadt Amadijah, Kairo ist nicht nur der Ausgangspunkt für Abenteuer auf dem mäandernden Nil, sondern stellt sich als

eine Stadt mit eigenen Gefahren in dunklen Stadtteilen vor, und das Osmanische Reich lässt sich nur dann wirklich kennenlernen, wenn man das Leben in Istanbul aufsucht.

In Mays legendären Orientromanen ist Kara mit Halef durch Istanbul nur durchgereist, in den hier vorgestellten Geschichten macht er mehrfach Halt für neue Abenteuer.

Thomas Le Blanc

Die Stadt der Diebe

Durch die finstere Gasse wallte der Nebel, der vom Tigris heraufzog. Es war tief im Winter, der in Mossul feucht und kühl ist und jegliche Erinnerung an die sonnendurchglüh-ten Sommer Kurdistans zu vertreiben vermag. Halef und ich standen einander in zwei Nischen gegenüber und spähten die Gasse hinauf und hinab. Wir warteten. Die Sonne würde erst in einer Stunde aufgehen. Noch herrschte schwärzeste Nacht, denn der Mond war schmal, und selbst wenn er voller gewesen wäre, hätte er kaum die Gasse erhellen können. So aber fing der dünne Dunst nur das Licht der Sterne ein und lag wie ein schimmernder Schleier zwischen den schiefen Häuserwänden. Ich suchte Halefs Blick, doch da ich seine Gestalt im Schatten kaum ausmachen konnte, noch weniger seine Augen in der Kapuze seiner Dschellabah, wusste ich nicht, ob er wach oder weggedämmert war. Gewiss würde die feuchte Kälte ihn wachhalten, mir erging es nicht anders. Auch ich trug einen Umhang mit Kapuze, sowohl um mich zu wärmen, als auch um nicht erkannt zu werden. Es war seltsam, in solch maghrebinischer Tracht in Mossul Nachtwache zu halten, doch hatte ich in meinen Jahren der Reisen durch den Orient oft bemerkt, dass die Kurden in kalten Zeiten ihren traditionellen Kufiya, den üblichen dünnen Kopftüchern, gern eine weitere Schicht Wollgewebe beifügten, um Scheitel und Nacken warm zu halten. Und da auch die Schultern nicht vergessen sein wollten, der restliche Leib nicht minder, bot sich eben ein Überwurf oder Mantel mit Kapuze an. Die Wollweber und Schneider nahmen sich schlicht der Vorbilder aus Halefs Heimat an. Und so mochte man in den dunklen Nachtstunden meinen, dass man durch eine mittelalterliche Stadt des Abendlands schreiten würde, bevölkert von Mönchen und Dieben, denn nachts ist jeder Mantel grau.

Und Diebe waren es, auf die ich und Halef warteten. Man mag Mossul, ob aus eigener Erfahrung oder Lektüre, für eine Stadt der frommen Menschen halten, so viele Moscheen, Tempel, Kirchen und Klöster aller Konfessionen es in deren Mauern gibt. Und tatsächlich leben die Muslime, Christen und Jesiden hier in vorbildlichem Einklang miteinander. Doch Frommheit schützt weder vor Armut noch vor Gier, und wer sein Geld nicht mit Handel oder Handwerk verdienen kann oder will, obgleich es für beides reichliche Gelegenheiten gibt in dieser Stadt mit ihren Basaren, Werkstätten und Karawansereien, der stiehlt eben von anderen, um seinen Bauch oder seine Börse zu füllen.

Mossul ist eine Stadt der Diebe, und dies noch mehr, seit ich vor einigen Jahren etwas im Grunde Gutes bewerkstelligt hatte, wie sich meine Leser erinnern, und zwar den Sturz des grausamen Mutessarif, des Paschas von Mossul, der mit Unterdrückung und Ausbeutung geherrscht hatte. Reiche hatte er getötet und sich ihres Vermögens bemächtigt, mit einem Teil des erlangten Gelds manche Alteingesessene zu Fehden angestiftet, um wiederum andere in die Armut zu treiben. Einem Großteil der Bewohner hatte er somit Gold und Wohlergehen abgetrotzt. Dies geschah auch mit Hilfe des damaligen Makredschi, des Gerichtsvorstehers, der den Hass des Mutessarifs auf die Jesiden dazu nutzte, um Kampf und Krieg gegen die angeblichen Teufelsanbeter anzuzetteln und Araber wie Osmanen auf sie zu hetzen. Mir war es mit Halef und anderen Vertrauten gelungen, diese beiden üblen Gesellen abzusetzen und der Gerechtigkeit schlussendlich Genüge zu tun. Gewiss hatten mir dabei die Schwächen jener schlimmen Menschen zugespielt, denn sie waren nicht allein von Hass und Gier getrieben gewesen, sondern auch der Trunksucht und dem Aberglauben verfallen, was ich gegen sie zu wenden wusste.¹

Nun aber herrschten deren Nachfolger, und wer nun meint, es sei ein Gutes, dass diese so ganz anders waren als

¹ Karl Mays Gesammelte Werke Band 1, „Durch die Wüste“, Kapitel 18, und Band 2, „Durchs wilde Kurdistan“, Kapitel 11

ihre Vorgänger im Amt, der muss enttäuscht werden. Gewiss, der neue Mutessarif, der neue Pascha, war nüchtern und strenggläubig, ein guter Muslim fürwahr, und der neue Oberrichter war ein ebensolcher, dazu gerecht und dem Gesetz verpflichtet. Doch beide waren allzu schwach und milde, zu nachsichtig und gütig, um dem Treiben des Bösen und des Verbrechens in Mossul Herr zu werden. Wohl wurde niemand mehr unter ihrer Herrschaft wegen seiner Herkunft oder seines Glaubens verfolgt und ausgebeutet, doch Diebstahl und Betrug mehrten sich derart, dass Herrschaft und Gesetz am Ende die Waffen gestreckt hatten. Zumal die brutalen Polizeisoldaten und Kurdenbekämpfer, die Khawassen und Arnauten, welche den früheren Mutessarif und Makredschesch willig unterstützt hatten, nach deren Sturz in Ungnade gefallen waren, somit flohen oder schlicht in den Untergrund gingen. Den Gebietern von Mossul waren nur noch schwache Soldaten geblieben und neue konnten sie nicht anwerben, weil es ihnen am Geld mangelte, das ihre verbrecherischen Vorgänger den Bewohnern noch hatten stehlen können.

Mossul war eine Freistadt der Diebe und Betrüger geworden, die Verhältnisse hatten sich umgekehrt, denn die Tunichtgute saßen nicht mehr auf den hohen Amtssitzen, sondern in ihren finsternen Verstecken. Und wenn nicht, so strichen sie bei Tag wie bei Nacht, teils offen, teils maskiert, durch die Straßen und Gassen und beuteten die ehrlichen Menschen nicht minder aus, als es zuvor auf Befehl der verbrecherischen Herrscher geschehen war. Immerhin floss weniger Blut dabei, kaum jemand kam noch zu Tode wie während der Gewaltherrschaft des grausamen, stets betrunkenen Mutessarif und des reißenden, menschenquälerischen Makredschesch von einst. So hatten sich die Menschen Mossuls mit der Herrschaft der Diebe eingerichtet, zahlten freiwillig ihren Tribut oder ließen sich diesen stehlen. Wer aber meinte, dass Mossul die Stadt der festen Türen und sicheren Schlösser, der eisernen Truhen und gut verborgenen Verstecke von Gold und Kleinodien sein müsste – nun, das stimmte wohl, doch

unter den Schmieden und Zimmerleuten gab es nicht wenige, welche mit den Dieben und Einbrechern gemeinsame Sache machten.

Dass Mossul nicht völlig verarmt und ausgebeutet war, lag allein am blühenden Handwerk und Handel, denn beides brachte stets neues Geld in die Stadt. Nicht von ungefähr jenes von Menschen aus dem Abendland, welche neugierig die Ruinen der Antike am gegenüberliegenden Ufer des Tigris bestaunen wollten oder gar darin herumgruben, seit der hochgeschätzte britische Altertumsforscher Layard dort die Überreste des legendären Ninive, der Metropole der antiken Assyrier, entdeckt hatte. Ich weiß, wovon ich spreche, denn mein guter Freund Sir David Lindsay ist einer jener Menschen, die alte Steine über harte Münze schätzen, was leicht ist, wenn man denn reich ist und Geld im Überfluss besitzt. Diese Touristen, wie man sie im Englischen nennt, werden übrigens von den Dieben Mossuls nicht angerührt. So klug und gewieft sind jene Verbrecher, denn sie wissen, dass man mit dem Ruf einer Stadt auch leicht das Geld verlieren kann.

Auch Halef und ich waren bislang nicht von Dieben, in diesem Fall wohl Taschendieben, behelligt worden, wenngleich wir auch erst einen Tag in Mossul zugegen waren. Aber das soll nichts bedeuten. Ich erinnere mich, dass Halef, Sir David und ich bereits in den ersten Stunden, die wir uns in Basra aufgehalten hatten, von einem jungen Spitzbuben bestohlen worden waren. Aber das ist eine andere Geschichte, die in ganz andere Gefilde führen würde.

Warum aber, fragen sich meine Leser, standen Halef und ich nun in Mossul, in dieser Gasse, in einer nebligen Winternacht, während sie selbst in der warmen und behaglichen Stube ein gutes Buch in Händen halten?

Nein, wir hatten uns nicht etwa als Wachsoldaten oder Polizeibüttel verdingt, um dem schwachen Pascha und dem hilflosen Richter zu helfen, die frech sich gebenden Diebe und Verbrecher zu fangen. Letzteres wollten wir wohl tun, doch taten wir dies im Auftrag des Mannes, der in einem stattlichen Haus an der Kante jener Gassengabelung wohnte,

die wir von unseren Verstecken aus gut einsehen konnten. Nun, das Haus war seltsam gebaut, mit seinem keilförmigen Grundriss, bestehend aus einer schmalen Spitze, aber breiten Seiten, die sich weit nach hinten erstreckten und ein Gutteil der Hauszeile jener beiden Gassen einnahmen. An deren schmaler, kaum eine doppelte Armspanne messender Front befand sich der Eingang, ein veritables Portal, welches von feinen Steinmetzarbeiten geschmückt war. Und der Balkon darüber war von zierlichster Schmiedearbeit umringt, die Fenster dahinter und daneben voll geschnitztem Zierrat. Von der Dachterrasse hingen Ranken herab, die dem kleinen Garten dort entsprossen und im Frühjahr und Sommer herrliche Blüten trugen, jetzt aber verdorrt waren und nurmehr braunes Blattwerk zeigten, das den Nebel begierig aufzog und in der schwachen Brise knistern würde, die mit dem Morgen kommen und den Dunst vertreiben mochte. Der Sonnenaufgang war noch fern, es war noch immer die Stunde der Diebe. Und ihr Ziel war dieses Keilhaus.

Hier wohnte der Juwelenhändler Din Zawuhl. Und wir waren hier, um sein Wertvollstes zu schützen.

Wir waren Din Zawuhl begegnet, als wir in Mossul Quartier genommen hatten. Halef und ich wollten unserem Lord beistehen, der erneut in den Ruinen von Tigris nach seinen begehrten *fowling-bulls*, den geflügelten Stierstatuen der Assyrer, zu forschen plante, und wir mochten gern seine Garde sein, damit er sich nicht verausgabte: körperlich wie auch seine Geldbörse betreffend. Doch Sir David widerstrebte es, sich um schnöde Angelegenheiten wie Wohnungssuche oder Ausrüstung zu kümmern, und kaum dass wir in Mossul angekommen waren, marschierte er über die Schiffsbrücke, um von der Stadt zum Ruinenfeld zu gelangen. Die Schiffsbrücke war das, was man auch als Pontonbrücke kennt, also eine Querung des Wasserlaufs, die nicht auf festen Pfeilern im Flussgrund ruht, sondern auf schwimmenden Fundamenten, gewissermaßen auf Kiel gelegt ist.

Halef und ich hatten den Lord in seiner ersten Begeisterung ziehen lassen, weil wir ihn in einigermaßen sicherer

Begleitung wussten. Nach unserer Ankunft in Mossul waren wir beim Pascha vorstellig geworden, ich hatte meinen Firman vorgezeigt, den Empfehlungspass des Sultans der Osmanen. So versicherte ich mich der Gewogenheit des lokalen Herrschers und lernte ihn sogleich kennen, wobei ich oben genannte Schlüsse zog und alles Weitere im Anschluss erfuhr, im Gespräch mit Lakaien und Untergebenen. Während auf Befehl des Mutessarif eine Abordnung aus ihnen zusammengestellt wurde, um den britischen Edelmann zu eskortieren, plauderte man mit mir und ich erfuhr, dass der Berater des Paschas, Astamal mit Namen, derlei Angebote ausweiten wollte, um die Stadtkasse zu füllen. Er sei ein mürrischer, aber ehrgeiziger Mann und wolle wohl das Beste für Mossul, war sehr um dessen Ruf besorgt, denn er wusste, dass selbst für spleenige Briten der Reiz einer Diebesstadt bald verflogen war und sie sich um ihre Börsen und Kehlen sorgen würden. Nun, das traf sicher auch auf Sir David zu, wenn er denn erst über solche Gefahren nachgedacht hätte, doch derlei flog ihn im Überschwang seiner Jagd auf Flügelstiere zunächst nicht an. Ich war zuversichtlich, dass Sir David nichts geschehen würde bei seinem ersten Ausflug. Später würden wir ihn auf dem Basar treffen und das Weitere für die kommenden Tage besprechen.

Auf dem Basar nun erlebten Halef und ich, wie Din Zawuhl und einige Diebe ein seltsames Spiel mit verkehrten Rollen aufführten.

Es geschah in einem Winkel des Basars, an einer Stelle, von wo man – so man das Haupt reckt – sowohl die Große Nuriddin-Moschee im Westen als auch die alte Zitadelle von Basch Tabia im Osten, nahe dem Flussufer, erblicken könnte, wenn man nicht seinen Geschäften nachgeht und beide Bauten ohnehin kennt und gar nicht mehr bestaunt, weil man schon lange in Mossul wohnt. Dieser Winkel des Basars befand sich hinter den letzten Ständen, an einem wenig benutzten Zugang. Dort sah ich einen stattlichen Mann, der gesund und gepflegt war, aber schlicht, nahezu bescheiden gekleidet. Die zwei Männer bei ihm hingegen waren ein großer, ungeschlachter Kerl und ein dicklicher Geselle mit

wieselartigen Augen, denen der wenig erquickliche Lebenswandel in die Züge gegraben war: dem Trunk und der Völlerei ergeben und doch stets mit reichlich Barschaft gesegnet, was sich an ihren überladenen, maßlos prunkvollen Kleidern zeigte. Dies waren keineswegs ehrbare Leute, das sah ich sogleich: Es waren zweifellos Exemplare jener Gattung von Verbrechern, die Mossul seinen üblen Ruf gaben. Dass sie im Begriff waren, den ehrlichen Herrn zu berauben oder zu erpressen, war offenbar. Somit zog ich Halef am Ärmel und machte ihn auf meine Beobachtung aufmerksam. Halef hatte sich gerade einige Waren beschaut, die weniger unserem Auftrag entsprachen, sondern als Geschenke für seine verehrte Hanneh erhalten sollten, obwohl ich ihn mahnte, dass derlei wohl Diebesgut und Hehlerware sein mochte, worauf Halef in seiner unnachahmlich pragmatischen Art meinte:

„Ach, Sihdi, ich aber werde es ehrlich bezahlen, und wenn der Vorbesitzer oder gar Vorvorbesitzer derlei wiederhaben mag, so kann er gerne an mich herantreten, ich würde ihm gegenüber nett sein und ihm sein Gut zum Selbstkostenpreis überlassen.“ Dabei schaute er allerdings etwas verdrossen, wenn nicht gar zweifelnd.

Mein Ärmelzupfen erschrak ihn also etwas, sodass er die Kanne aus ziseliertem Kupfer beinahe fallen ließ. Rasch griff ich zu, um das Gefäß nicht auf die restliche Ware scheppern zu lassen und die nahe Gruppe der Männer nicht etwa zu warnen, bevor ich einschreiten konnte.

„Was ist denn, Sihdi?“, empörte sich Halef, und auch der Händler war unwirsch, dass ich das sich anbahnende Geschäft störte. Ich drehte Halef herum und hob meine Finger an die Lippen.

„Scht, Halef“, zischte ich, „dort ist ein Verbrechen im Gange. Siehst du die drei dort? Die beiden üblen Kerle wollen dem unbescholtenen Mann zweifellos etwas antun.“

„Mord auf dem Basar, Sihdi?“ Halef gab sich erschrocken.

„Nicht doch. Schlichter Raub, aber das ist schlimm genug. Wir können nicht tatenlos zuschauen.“

„Aber, Sihdi, kann es nicht sein, dass du dich irrst?“

„Keinesfalls, Halef, weil ...“ Ich stutzte. Denn die Szene zeigte sich nun völlig anders, als ich sie zuvor gesehen, nein, ich muss gestehen: eher errahnt und erwartet hatte. Denn nicht etwa die beiden übel wirkenden Gesellen bedrängten den anständigen Herrn, nein, es war gerade umgekehrt: Der schlicht gekleidete Mann wedelte mit den Händen, doch nicht etwa um Gnade und Milde zu erflehen, wie es das Opfer von Räubern gemeinhin unternimmt, nein, seine Gesten hatten etwas Forderndes an sich, etwas Schmeichelndes zudem, und doch schwang eine leise Verzweiflung mit. Der Herr benahm sich wie ein Händler auf dem Basar, der seine Waren den noch unwilligen Kunden anpreist. Die reich gekleideten Männer mit ihren schlimmen Gesichtern, wie ich sie stets nur bei unedlen Zeitgenossen bemerkt habe, gaben sich hingegen, als würde man ihnen etwas aufschwätzen wollen. Sie winkten ab, wollten sich zum Gehen wenden und wurden von dem Herrn zaghaft aufgehalten, jedoch nur mit schwachen Gesten und sachten Griffen, als fürchtete er eine gefährliche Gegenwehr. Was nicht eine Furcht von ungefähr war, denn den beiden Verbrechern steckten Dolche in den Schärpen, die zwar reich geschmückt waren, an deren Form aber und daran, wie sie getragen wurden, ich erkannte, dass es nicht allein Ziermesser und Statussymbole waren, sondern scharf geschliffene Mordinstrumente.

Rasch änderte ich meine Auffassung: Hier war kein Verbrechen im Gang, sondern ein bereits begangenes Unrecht sollte ungeschehen gemacht werden. Der Herr flehte wohl, ihm etwas Gestohlenes zurückzuerstatten, und er bot dafür klingende Münze, ja, er zog gerade einen prallen Beutel hervor und schüttelte ihn vor den Augen jener, die nicht etwa ihn bedrängten, sondern er sie.

„Schau, Sihdi“, meinte Halef, „es ist ganz anders, als du meinstest. Hier will ein Mann seine ehrbelastenden Schulden zurückzahlen, doch die wohlmeinenden Herren lehnen dies aus Barmherzigkeit ab.“

„Es gibt keine Barmherzigkeit, wenn es um Geld geht, Halef. Am wenigstens in der Stadt der Diebe.“

„Aber auch Diebe haben eine Ehre“, beharrte Halef und stutzte. „Vielleicht wollen die beiden dem Mann nur mehr Zeit geben, um die volle Summe zurückzuerhalten, und zwar erst dann, wenn er sie wahrhaft zahlen kann. Nicht jetzt, wo er sich den ersten Teil vom Mund abspart.“

„Es reicht, Halef“, sagte ich knapp. „Ich bin stets für allerlei Abwägungen, doch dies ist zuviel. Ich gehe hinüber.“

Doch bevor ich mehr als einen Schritt in den Winkel mit den drei Streitenden machen konnte, änderte sich die Lage dort mit einem Mal: Der Mann mit dem Geldbeutel wurde grob, schlug mit der Münzbörse dem dicklichen Gesellen gegen die Stirn, wie mit einem klimpernden Totschläger – es mochte auch eine misslungene Geste sein, dem anderen das ungeliebte Geld ins Gesicht zu werfen. Wie auch immer, dies ließ den großen Schweigsamen eingreifen: Er stieß mit seiner Pranke seinerseits heftig gegen die Brust des Mannes mit der Börse, sodass diese zu Boden fiel und jener nach hinten gegen die Wand kippte, dass der Putz bröckelte. In einem Schauer aus Staub sank der Herr nieder, nicht etwa betäubt, sondern seelisch niedergeschlagen. Der Wieseläugige trat gegen den Geldbeutel und ließ ihn gegen den Zusammengesunkenen rutschen. Dann wandten sich die beiden Verbrecher ab und gingen, ohne den erbärmlich klagenden und in die leere Luft greifenden Mann noch mit einem Blick zu bedenken.

„Was auch immer die Gründe hierfür waren, aufhelfen werden wir ihm“, bemerkte ich zu Halef und ging rasch hinüber. Der Jammernde am Boden versuchte sich zu erheben und mit zitternden Armen von der Wand abzustützen, doch kraftlos sank er zweimal wieder hinab, bis ich heran war und ihm die helfenden Hände bot. Zweifelnd schaute er mich an, griff dann aber schwach zu.

„Seid Ihr verletzt?“, fragte ich, als der Mann bebend mir gegenüberstand und ich mir die naheliegende Tat versagte, ihm den Staub von den Schultern zu klopfen. Dies hätte ihm in diesem Augenblick wohl das Gefühl gegeben, noch hilfloser zu sein. Auch löste ich meinen Griff sachte, um ihn nicht über Gebühr zu halten. Halef war herangeschlendert, bückte

sich nach der Börse und drückte sie dem Mann in die Hand, ohne viel Aufhebens zu machen. Diese herz hafte Geste half dem Herrn, sich aus seiner Schwäche zu lösen. Er straffte die Schultern und wirkte trotz seines bestaubten Äußeren mit seinem sauber gestutzten Bart sehr stattlich. Er war mittleren Alters und wurde bereits grau, doch sein Blick war wach, und sei es nur, dass Empörung in seinen Augen funkelte. Die Höflichkeit vergaß er jedoch nicht.

„Habt Dank, mein Herr“, sagte er zu mir und nickte auch Halef zu. „Mein Name ist Din Zawuhl, ich bin Händler hier in Mossul. Ihr aber seid wohl von einem anderen Ort hergekommen, wie ich an Eurem edlen Gemüt erkenne?“

„Wir sind auf Besuch hier“, entgegnete ich unverbindlich und stellte uns vor. „Darf ich fragen, was vorgefallen ist?“, fügte ich an.

Din Zawuhl seufzte schwer. „Ich wollte mich freikaufen, doch meine Peiniger lehnten ab.“

„Schutzgeld?“, vermutete ich.

„Man kann es wohl Schutz nennen. Schutz vor Diebstahl.“

Halef schnaubte. „Sich mit Gesindel auf Handel einzulassen, ist keine Art!“

„Das mag sein“, nickte Din Zawuhl. „Ich weiß wohl, dass derlei gemeinhin keine Erlösung birgt. Doch auch wenn die Dinge in Mossul noch etwas anders stehen als in anderen Städten, zumal jenen, aus welchen Ihr stammt, so ist meine Lage doch besonders.“

„Sehr besonders, wenn die Diebe bares Geld ablehnen“, meinte ich. „Erzählt uns alles, vielleicht können wir Euch helfen.“

„Darf ich Euch zu einem heißen Trank einladen?“, fragte daraufhin Din Zawuhl. „Es redet sich besser in angenehmer Umgebung.“

In einem Kaffeehaus nahe der Moschee des Propheten Junus, welche angeblich einen Zahn jenes Wals beherbergt, der diesen auch unter dem Namen Jona bekannten Mann zu biblischen Zeiten verschlungen und wieder ausgespien haben soll, ließen wir uns nieder.

Din Zawuhl hatte sich von einem der Kaffeesiedergesellen eine Bürste bringen lassen und entledigte sich des Staubs, während für uns der bestellte Kahve gebraut wurde. Als wir jeweils einen Schluck aus den dampfenden Schalen genommen hatten, berichtete der Juwelenhändler, als der er sich nun zu erkennen gegeben hatte. Halef staunte zunächst, dass der Mann völlig schmucklos durch den Tag ging, doch rasch begriff er, dass man derlei Waren nicht allzu offen anpreist, um keine Begehrlichkeiten zu wecken. Andererseits läuft ein Kesselhändler auch nicht mit seinen Töpfen auf dem Buckel einher, sofern er kein Hausierer ist.

„Diese Elenden“, begann Din Zawuhl, „wollen mir meinen edelsten und herzliebsten Besitz stehlen, ein Schmuckstück, das seinesgleichen nirgends hat, so einmalig ist es. Obwohl es offenkundig ist, dass die Verbrecher es nicht zu Geld machen können, denn niemand würde es kaufen. Sie wollen mich schlichtweg beschämen. Und mir Schmerz bereiten. Und um mich noch mehr zu quälen, haben sie mir ihre Pläne bereits enthüllt.“

„Warum kann man das Schmuckstück nicht verkaufen?“

„Es ist nur von ideellem Wert, eine Familiensache. Ja, man mag es wegen seiner Saphire und Rubine und Perlen rühmen, auch des feinen Goldes, mit dem es umsponnen ist, doch ist die Fassung recht speziell, und so kann nicht jeder mann sich damit schmücken.“

„Es gibt Hehler, welche die einzelnen wertvollen Bestandteile herausbrechen und jeweils für sich verkaufen“, erinnerte ich mich.

Din Zawuhl erbleichte. „Das wäre ein Frevel und niemand würde es wagen. Selbst jene üblen Gesellen nicht!“

„Dann ist das Stück also doch berühmt und von historischem Wert? Das widerspräche Euren vorigen Worten.“

„Ach, Effendi, es ist so eine Sache ...“

„Sihdi“, sprang Halef dem Mann bei, „nun dränge nicht so mit deinen Fragen. Wolltest du dich gern vor Fremden erklären, wenn es um dein Liebstes geht? Um deine Büchse,

deine Bücher? Wie kann man für andere verständlich erklären, warum einem das Herz an einer Sache hängt?“

„Weise gesprochen, Halef“, lobte ich. „Es geht zudem nicht um den Wert, sondern um die Ehre. Und um einem Mann diese abzuschneiden und ihm seelische Pein zu bereiten, reicht Verbrechen kein Betrag hin. Man muss ihnen auf gleiche Weise beikommen.“

„Wie das?“, fragten Halef und Din Zawuhl wie aus einem Mund.

„Wir stehlen das Kleinod selbst, und zwar vor den Augen der Diebe.“

Dies war nun der Plan: Halef und ich würden den Dieben auflauern, und nachdem Din Zawuhl es zugelassen hatte, dass man ihm das Kleinod entwendete, würden wir es wiederum aus den Händen der Verbrecher stehlen. All das müsste auf derselben Bühne geschehen, in Din Zawuhls Haus und in seiner Anwesenheit, denn auch er hatte seine Rolle zu spielen: Entsetzen über die *fremden* Diebe, welche zudem ein gnadenloses Gebaren an den Tag oder vielmehr die Nacht legen würden, wegen derer sowohl ihre Konkurrenten wie auch ihr Opfer ein Übermaß an tüchtigen Prügeln erhielten. Bei Din Zawuhl würden die Schläge allerdings nur glaubhaftes Schauspiel sein, bei den wahren Dieben aber, nun, da wären auch die Hiebe wahrhaftig. Sie sollten durchaus glauben, dass sie ihre Meister gefunden hatten – und gleichsam danach Ruhe geben oder geben müssen, weil Din Zawuhl seinen Verlust ja erlitten hatte. Diesen aber würden wir ihm heimlich zurückerstatten. Doch fortan würde der Juwelenhändler den gebrochenen Mann geben müssen. Und sich nur im Geheimen an seinem Kleinod erfreuen.

„Nun, das mag gelingen“, meinte Din Zawuhl, nachdem ich ihm all dies geschildert hatte. „Das Schmuckstück ist ohnehin nicht für die Allgemeinheit bestimmt. Und ich habe wohl meine Seelenruhe, wenn alle vermeintlich wissen, dass ich es gar nicht mehr besitze. Solange ich nur nicht wahrhaft den Verlust zu beklagen habe, soll mir das genügen.“